

HEYNE <

Das Buch

Es ist Herbst, als Magali einen Anruf von ihrem Vater erhält. Er lädt sie und ihre Schwestern ein, Weihnachten bei ihm zu feiern. Magali ist fassungslos; seit dem Tod der Mutter vor vielen Jahren war der Vater ihnen allen eine ferne und eher kalte Instanz. Ihre Schwestern sind genauso überrascht wie sie und gehen höchst widerwillig auf diese Idee ein. Jede von ihnen hat eigene Erinnerungen an ihre strahlende, vor Energie sprühende Mutter, die viel zu früh starb, und an den strengen, nie zufriedenen Vater. Als sie bei ihm ankommen, können sie ihren Augen nicht trauen; das vernachlässigte alte Haus ist aufs Schönste dekoriert und geputzt, und auch ihr Vater ist ganz verändert. Als alle um den Tisch versammelt sind, erklärt er ihnen endlich, was all die Jahre zwischen ihnen stand.

Die Autorin

Kate Defrise wuchs in den USA auf und verbrachte die Sommerferien ihrer Kindheit in Belgien. Hier lernte sie, dass gutes Essen die Basis für ein gutes Leben ist. Sie studierte Übersetzung und lebte zeitweilig in Belgien und Frankreich. Heute lebt sie mit ihrem Mann, zwei Töchtern und einer Katze in San Diego.

Kate Defrise

Winter und Schokolade

Roman

Deutsch von Julia Walther

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
CHRISTMAS CHOCOLAT
erschien bei Kensington Publishing Corp.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

3. Auflage
Deutsche Erstausgabe 11/2015
Copyright © 2015 by Kate Deprise
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Umschlagabbildung © emilysteffen.com
Redaktion: Céline Genschke
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41895-0

1

Magali

Manche Familien züchten seit Generationen Pferde. Andere bewirtschaften traditionell ihre Ländereien. In meiner belgischen Familie dagegen gibt die eine Generation an die nächste das kostbare Wissen weiter, wie man ein perfektes Omelett und eine exzellente Vinaigrette zubereitet, während man gleichzeitig an einem Aperitif nippt und den zum Essen passenden Wein aussucht. Wenn man gerne isst, und das mit Stil, dann ergibt sich alles Weitere.

Mochten die Teller auch angeschlagen sein und das Geschirr nicht zusammenpassen, Hauptsache, man hatte nach dem Essen das Gefühl, nicht nur gut, sondern *vorzüglich* gegessen zu haben. Und das galt ganz besonders für Weihnachten. Das war schon immer so gewesen. Unsere Mutter hatte meinen Schwestern und mir all ihre Tricks und Kniffe beigebracht. Es wurde gerührt und gebraten, geschmort und sautiert. Dann wurde eingekocht, abgelöscht, wir schlugen Butter schaumig, Eiweiß zu Schnee, Schlagsahne steif und uns selbst die Nächte um die Ohren, bei dem verzweifelten Versuch, Maman am Leben zu erhalten.

Als sie starb, fiel unsere Familie in sich zusammen wie ein missglücktes Soufflé.

Als ich meine Töchter zur Schule gebracht hatte und wieder nach Hause kam, schwanden beim Anblick der Berge schmutzigen Frühstücksgeschirrs meine morgendlichen Vorsätze dahin. Dafür brauchte ich also mein *Grand Diplôme* vom *Institut Culinaire* in Lyon? Die Spülmaschine musste ausgeräumt und alles in meinen viel zu kleinen Küchenschränken verstaut werden, wo sich das Geschirr gefährlich hoch stapelte. Ich trommelte mit den Fingern gegen den Kaffeebecher, doch meine Nägel waren zu kurz, um ein Geräusch zu machen. Wenn ich das Kapitel über Hauptgänge für das Festtagsmenü heute Vormittag nicht abschloss, würde ich meinen Abgabetermin niemals einhalten können.

Wie immer hatte Charlotte, meine Vierjährige, zwei Löffel in Milch eingeweichte Rice Crispies auf den Boden verteilt, die arme Katze sollte ja nicht leer ausgehen. Diese freute sich zwar darüber, ließ aber immer ein bisschen was übrig. Charlottes große Schwester Elly behauptete, damit würde die Katze die Maus füttern, die sie sich als Haustier hielt. Eine Fantasiemaus, wie ich schwer hoffte. Hex-hex ...

Oh, Gute Fee, es macht mir überhaupt nichts aus, nicht auf den Ball zu gehen, sondern zu Hause zu bleiben. Ich wünsche mir nur jemanden, der sich um die Küche, die Wäsche und das Putzen kümmert. Gute Fee, ich schwöre, dass diese magische Putzhilfe auch genug zu essen bekommt – hervorragendes Essen, um genau zu sein. Er oder sie darf sich auch gerne jederzeit in einen Kürbis verwandeln, um sich auszuruhen, oder um die Häuser ziehen und sich mit Kürbisschnaps volllaufen lassen oder auf was auch immer Zauberwesen heutzutage eben so stehen.

Sollte ich mich zuerst an die Arbeit setzen oder zuerst den Abwasch erledigen? Das Telefon klingelte und traf damit für mich die Entscheidung. Ich klemmte den Hörer zwischen Ohr und Schulter – eine tolle Stretching-Übung, solange ich nicht vergaß, die Seite zu wechseln, bevor die Muskeln und Sehnen hart wie Zement wurden. Dann würde ich den ganzen Tag in dieser Position verharren müssen, was an sich keine schlechte Haltung ist, wenn man im Ofen nach dem Braten sehen oder charmant fragend dreinschauen möchte – ein Gesichtsausdruck, der mir seit meinem achten Lebensjahr nicht mehr gelang. »Ja, hallo?«

»Ich bin's.«

Mein Vater. Ich sah ihn vor mir, schon vor dem Frühstück perfekt gekleidet. Eine dunkelgraue Hose, ein gebügeltes hellgraues Hemd, ein dunkelblauer – nein, wohl eher ein *schiefergrauer* Pullover mit V-Ausschnitt. Seine Socken schwarz und die Schuhe mittelgrau. Sein Haar, immer noch voll, ebenfalls grau wie der Himmel im November und akkurat gekämmt. Sogar seine Augen waren grau. Mein Vater war eine Erscheinung wie aus einem Schwarz-Weiß-Film.

Als wir klein waren, spielten meine ältere Schwester Jacqueline und ich auf dem Heimweg von der Schule oft »Was hat Daddy an«. Ich stattete ihn stets mit ein wenig mehr Farbe aus, mit einem Schuss Schrulligkeit. Jacqueline gewann fast jedes Mal. Elegant bis hin zu seinen sorgfältig gefeilten Fingernägeln und den polierten Lederschuhen. Sogar sein Atem roch klassisch nach edlem Courvoisier Cognac und Zahnpasta mit Pfefferminzgeschmack.

Ich trat auf die Spur aus Rice Crispies, die inzwischen auf dem grün-gelb gemusterten Linoleum festklebte, und öff-

nete die Klappe der neuen Geschirrspülmaschine aus Edelstahl, die ich mir geleistet hatte, als ausgerechnet aus Australien ein Tantiemen-Scheck, mit dem ich nicht gerechnet hatte, eingetrudelt war.

»Hallo, Daddy.« Vor lauter schlechtem Gewissen war mir ganz elend.

»Geht es dir gut?«

»Ja, und was ist mit dir?«

»Das Übliche. Und die Kinder?«

Ich lachte. »Auch das Übliche. Elly sollte neulich einen Gegenstand mit in die Schule bringen und dann etwas darüber erzählen. Sie hat sich für ihre Babyschuhe entschieden und schwört, sie würde sich noch daran erinnern, wie sie in ihnen das Laufen gelernt hat. Wobei das bei ihrem guten Gedächtnis sogar sein kann. Und Charlotte hat beschlossen, dass ihre neue Lieblingsprinzessin Feewittchen heisst. Die Schwester von Schneewittchen. Für die sich aber natürlich niemand interessiert.« Ich schluckte. *Vorsicht, Gali.*

»Und ihre Lieblingsfarbe ist nicht mehr Gelb. Jetzt trägt sie nur noch Grün. Heute sah sie aus wie ein Weihnachtself mit Zöpfen.« Ungefährlicheres Terrain.

Er lachte leise. Die Geschichten über meine Kinder bot ich ihm auf einem Silbertablett an, in der Hoffnung auf echte Anerkennung, obwohl mir klar war, dass wir seinen Erwartungen niemals genügen würden. *Warum kannst du nicht so wie deine Schwester sein?* Er sprach es zwar nie aus, aber ich wusste genau, dass er so dachte.

»Hast du dir schon Gedanken über die Feiertage gemacht?«

Am fünfzehnten Oktober, dem Tag nach dem Kolumbus-Tag, startete für ihn die Feiertagssaison. Thanksgiving verbrachte er jedes Jahr in Belgien bei Mamans Familie und meiner Schwester Jacqueline – obwohl dort eigentlich gar kein Thanksgiving gefeiert wurde –, aber Weihnachten gehörte nur mir. Darum konnte ich, Schuldgefühle hin oder her, der Versuchung nicht widerstehen, ihn ein wenig zapeln zu lassen:

»Ich weiß noch nicht, als was ich mich verkleiden werde, aber Elly geht zu Halloween als Wendy aus *Peter Pan*, und Charlotte natürlich als Feewittchen.«

Sollst ruhig ein bisschen schmoren, oh du mein eleganter Vater, der direkte Fragen gerne vermeidet.

»Maggie.« Niemand außer ihm nannte mich Maggie. Das funktionierte wie eine Zeitmaschine: Sofort war ich wieder das sechsjährige Mädchen, das seinen Erwartungen nicht genügte. Für alle anderen war ich Gali, mit Ausnahme meiner Patentante, die mich Magali nannte, und dem Einwohnermeldeamt. Ich wickelte eine Haarsträhne um den Zeigefinger, ließ sie dann wieder los.

»Na gut, Daddy. Weihnachten. Schieß los«, fuhr ich ihn fast bellend an und spürte, wie ich dabei herrisch wurde und einen militärischen Ton anschlug. *Lieutenant, wir müssen diesen Hügel einnehmen, verstanden?* Ich schob einen Stapel Teller in den Schrank.

»Was machst du denn da? Wenn du beschäftigt bist, kann ich auch später noch mal anrufen.«

Beschäftigt? Ich? »Äh, nein, Daddy. Die Katze hat bloß ihren Futternapf umgeworfen.«

»Hmpf.«

Na toll. Jetzt fand er bestimmt auch noch meine Katze tollpatschig.

»Ich glaube, ich würde dieses Jahr gerne Weihnachten hier bei mir feiern.«

»Bei dir zu Hause?« Wie erstarrt blieb ich mit einem Glas in der Hand auf halbem Weg zwischen Spülmaschine und Regal stehen.

»Ja. Hier, wo ich wohne. Sei doch nicht so schwer von Begriff, Maggie.«

Ich stellte das Glas ab und setzte mich. »Bist du sicher? Du weißt, wir können gerne hier feiern. Oder bei Tante Solange.« Mein Herz klopfte.

»Nein, deiner Patentante geht es nicht gut. Wir werden ihr keine Arbeit machen.«

Gut, das war in Ordnung. Aber wir konnten doch nicht – nicht in dem Haus, in dem wir aufgewachsen waren. Nicht, nachdem Maman für immer fort war. »Ihr seid bei mir herzlich willkommen. Und seit wir den Anbau über die hintere Terrasse gemacht haben – den hast du ja noch gar nicht gesehen – mit dem tollen Kamin, gibt es jede Menge Platz.« Ich sprach viel zu schnell. *Tief durchatmen.*

»Nein«, antwortete er. Wie immer duldete er keine Wiederrede. Wie konnte er von uns verlangen, Weihnachten in unserem alten Zuhause zu feiern?

»Nur die Familie?« Ich fragte mich, ob seine aktuelle Freundin wohl mit uns feiern würde. Wie hieß sie noch gleich? Lisa, Lia, nein, *Leah*. Es war nicht ganz einfach, auf dem Laufenden zu bleiben. Seit Mamans Tod hatte es in seinem Leben zwei Ehefrauen und dazwischen eine Lebensabschnittsgefährtin gegeben, wie er sie nannte. Danach

hatte er über einige Jahre wechselnde Freundinnen gehabt, und jetzt gab es da eine neue Frau an seiner Seite. Geheiratet hatte er sie noch nicht.

»Nur die Familie. Ich erwarte, dass dieses Jahr *alle* meine Kinder zu Weihnachten nach Hause kommen.«

Wie bitte? Alle? Aber das war unmöglich. »Aber wie ...«

»Maggie, es ist wichtig. Hast du das verstanden? Ich verlasse mich darauf, dass du deine Schwestern und deinen Bruder einlädst. So etwas kannst du gut. Und natürlich werdet ihr Mädchen mir beim Kochen helfen.«

Verflucht! Also doch. Vielleicht wollte er Leah der Familie vorstellen, bevor er sich in eine weitere Runde Eheglück oder -unglück stürzte.

»Natürlich. Daddy, hör zu, ich bin hier eigentlich gerade ziemlich beschäftigt. Kann ich dich später zurückrufen?«

»Womit denn?«

»Ich muss arbeiten.«

»Arbeiten?«

»Du weißt doch, was ich beruflich mache.«

»Ach, ja, die Kochbücher.«

Daddy war nicht sonderlich stolz auf das, womit ich mein Geld verdiente. Das war nichts Neues. Er fand meine kleinen populären Kochbücher albern. Aber die *Hopeless in the Kitchen*-Serie bezahlte eine Menge Rechnungen, auch wenn sie mir in den Augen meines Vaters keine große Anerkennung einbrachte. Mit meinen Sammlungen witziger Anekdoten, die ich mit Kochrezepten kombinierte, wollte ich die Leute von ihren Mikrowellen weglocken und dazu ermuntern, sich kreativ in der Küche auszutoben. Sie sollten Erinnerungen kreieren und Traditionen schaffen.

»Ich ruf dich zurück.« Hoffentlich merkte er nicht, wie meine Stimme zitterte. Ich zwang mich, dabei zu lächeln, denn von meiner Freundin Syd wusste ich, dass man ein Lächeln sogar durchs Mikrofon oder Telefon hören kann. »Denk dran, bevor wir wegen Weihnachten irgendetwas entscheiden, dass das immer ein Riesenaufwand ist. Mit den Kindern, dem ganzen Chaos und so.«

»Ich weiß genau, was es bedeutet, ein Weihnachtsfestessen auszurichten. Und die Entscheidung ist schon gefallen. Jetzt will ich dich aber nicht länger von deiner Arbeit abhalten. Auf Wiederhören, Maggie.«

Kaffee, mehr Kaffee blinkte es wie eine Leuchtschrift vor meinen Augen. Ich griff nach der Kanne.

Dann setzte ich mich an den Schreibtisch, den ich in einer Ecke meiner Küche eingerichtet hatte, und klappte meinen Küchen-Mac auf.

Wie konnte er bloß erwarten, dass ich meine Schwestern – ganz zu schweigen von meinem kleinen Bruder – zu Weihnachten heim nach Pennsylvania holte? Ich trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Es war nicht so, dass wir uns nie trafen. Aber die ganze Familie? Noch dazu in unserem Elternhaus? Das hatte es nicht mehr gegeben, seit ... nun ja, seit Mamans Beerdigung. Dazu kam, dass Colette sich seit Jahren davor drückte, nach Hause zu fahren. Zu wenig Geld, so redete sie sich immer raus. Dafür musste dann immer ich zu ihr nach Kalifornien fliegen. Und Jacqueline? Sollte Weihnachten nicht in Belgien verbringen? Wahrscheinlich hatte sie einen Auftritt oder so was in der Art. Außerdem würde sie unsere Großmutter niemals über die Feiertage alleine lassen. Ich warf einen

Blick auf die Uhr. Auf gar keinen Fall würde ich mich mit dieser Geschichte alleine hier herumschlagen. Wen sollte ich zuerst anrufen?

Als ich nach dem Telefon griff, fiel mir ein, dass Colette vermutlich noch schlief. Meinen Anruf würde ich so timen müssen, dass ich sie nach dem Aufstehen erwischte, aber noch bevor sie an den Strand oder zum Inline-Skaten ging oder was auch immer man in San Diego so machte.

Jaqueline würde sich jetzt gerade für die Oper zurecht-machen. Kein günstiger Zeitpunkt, um mit ihr zu sprechen.

Eine graue Wolke, in exakt demselben Farbton wie die Garderobe unseres Vaters, senkte sich auf mich herab. Ich räumte die restlichen Teller in den Schrank. Es gab nichts, was ich jetzt sofort wegen Daddys Bitte unternehmen konnte. Wobei es sich im Grunde eher um einen Befehl handelte. Einen Ruf an den Hof. Sehr majestätisch. Vielleicht würden hochhoffizielle Einladungen Wirkung zeigen.

Ich seufzte. Dann wandte ich mich wieder dem Computer zu und konzentrierte mich auf einen Text, in dem es darum ging, wie man mit einem Metzger Freundschaft schließt, statt eingeschweißtes Fleisch im Supermarkt zu kaufen. Mit dem konnte man sich schließlich kaum anfreunden, wenn man nicht gerade ein Außerirdischer ist und mit Kunststoffverpackungen kommunizieren kann.

Das Klingeln des Telefons unterbrach meinen Gedankenfluss. Vielleicht war es Colette, auf deren sechsten Sinn immer Verlass war.

Doch es war Ana, meine Literaturagentin, die sich mit mir zum Mittagessen treffen wollte. Ich hatte mich schon gefragt, wann sie mich wohl zurückrufen würde. In den

vergangenen Wochen hatte ich ihr mehrere Nachrichten hinterlassen und fühlte mich langsam ein bisschen vernachlässigt, was wahrscheinlich der Beweis dafür war, dass ich die innere Reife eines trotzigsten Erstklässlers hatte. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag.

Während der letzten Monate hatte sie sich irgendwie seltsam verhalten. Jetzt würde ich endlich erfahren, warum sie so geheimnisvoll getan hatte.

Ana glaubte an meine Bücher. Sie war überzeugt davon, dass die Menschen sie brauchten, weil die Welt, in der wir lebten, uns allem entfremdete. Drive-in, Drive-thru, bestellen, liefern, fertig.

So viele Kinder wachsen bei Müttern auf, für die Kochen bedeutete, eine Tiefkühlasagne im Backofen statt in der Mikrowelle warm zu machen.

Dann gibt es da die anderen Mütter für die Kochen eine toderne Angelegenheit ist. Sie kippen so viel Butter und Sahne in jedes Gericht, dass sich selbst die wunderbare Köchin Julia Child im Grab umdrehen würde. Dann sehen sie, liebenswürdig lächelnd, dabei zu, wie ihre Gäste einen Herzinfarkt bekommen. Sie definieren sich nur darüber, was sie ihren Gästen servieren und wie sie die Teller anrichten. Womit ich natürlich nicht Julia Child meine. Sie ist schließlich eine Göttin.

Der neueste Trend hieß »Knackig-Frisch«. Eine wunderbare Sache. Ich war total dafür, Produkte zu verwenden, die direkt vom Erzeuger kamen, aber es musste eben auch gut schmecken. Und einfach, leicht zuzubereiten und lecker sein.

Das war einer der Gründe, weshalb ich froh gewesen

war, nicht mehr im Restaurant zu arbeiten. Dort verwendete man zu viel Mühe auf die Präsentation der Speisen und darauf, alle Gänge von der Vorspeise bis zum Dessert nach den angesagtesten Koch-Trends zuzubereiten.

Mir blieben immer noch fast zwei Stunden, bevor ich Charlotte vom Kindergarten abholen musste. Ich machte mich an die Arbeit und schrieb den ersten Entwurf des Kapitels fertig. Es fühlte sich gut an.

Dann würde ich eben keinen Nobelpreis bekommen. Für Köche gab es den ja sowieso nicht, dabei dachte ich manchmal, dass es eine Überlegung wert wäre. Schließlich kann ein gutes Essen Frieden stiften.

Ich nahm mir vor, einen Brief an das Nobelpreiskomitee zu schreiben.

Nachdem ich mir zu Mittag einen Rest Ratatouille warm gemacht und an meinem Schreibtisch gegessen hatte, rief ich meine Patentante an, um sie zu bitten, Charlotte am nächsten Tag vom Kindergarten abzuholen. Es fiel mir sehr schwer, obwohl ich Tante Solange heiß und innig liebte. Sie würde garantiert wieder das Medaillon mit der Jungfrau Maria rauskramen, das sie, als Mom krank wurde, in Lourdes gekauft hatte.

Ich cremte mir die Hände ein. An den Narben an meinen Händen und Unterarmen konnte man problemlos die Geschichte jeder Mahlzeit ablesen, die ich in meinem Leben je zubereitet hatte. Dann trug ich noch etwas Lippenstift auf und machte mich auf den Weg. Einen Pullover brauchte ich nicht, so warm, wie es draußen war.

Was sollte ich zu meinen Schwestern sagen, um sie dazu zu bringen, an Weihnachten hierherzufliegen? Vielleicht,

dass ich schwanger war? Oder krank? Nein, das war keine gute Idee.

Und Art? Keine von uns wusste, wie wir unseren kleinen Bruder erreichen konnten. Jacqueline nannte ihn früher König Arthur, den angebeteten, lang ersehnten Sohn. Doch bald verwandelte er sich in Artful Dodger: Er verschwand monatelang – manchmal sogar über Jahre – und machte während dieser Zeit unglaublich erfolgreiche Fotos von Kriegsschauplätzen und Naturkatastrophen. Dann tauchte er plötzlich wieder auf, als wäre nichts geschehen. Irgendwann hatte ich mich daran gewöhnt. Doch jetzt gerade wünschte ich mir, ich hätte ihm heimlich einen dieser Mikrochips implantiert, um ihn orten zu können. Dabei hatte ich nicht die leiseste Ahnung, wie man so etwas machte. Aber da gab es sicher Möglichkeiten.

Warum musste ich mich immer um alle Familienangelegenheiten kümmern?

Falls die anderen an Weihnachten nicht kamen, wäre das wieder meine Schuld. Aber wenn ich Erfolg haben sollte, dann verdiente ich den Friedensnobelpreis.

Ich parkte auf dem Kindergartenparkplatz. Vor meinem inneren Auge sah ich alle Geschwister zu Weihnachten einträchtig versammelt.

Meine Laune besserte sich. Morgen würde ich erfahren, was Ana die letzten Monate über ausgeheckt hatte. Ein eisiger Windstoß verursachte mir eine Gänsehaut. Ich hätte doch meinen Pulli mitnehmen sollen. Wann würde ich endlich lernen, dem für diese Jahreszeit ungewöhnlich milden Wetter nicht zu trauen?

Ich parkte vor Anas Haus, damit wir gemeinsam bis zum Restaurant ein paar Schritte gehen konnten. Chestnut Hill, ein Viertel im Nordwesten Philadelphias, sah aus, als wäre es direkt einem Bilderbuch entsprungen.

Ana wartete bereits vor der Tür, das Gesicht den warmen Oktobersonnenstrahlen entgegengestreckt. Es war wieder einer jener trügerischen Tage, die einen in Versuchung bringen, ohne Mantel aus dem Haus zu gehen. Die Sonne schien fast zu grell von einem Himmel, dessen Blautönen einen an den Sommer denken ließ, obwohl es schon längst Herbst war. Die Blätter des Ahorns leuchteten blutrot mit dem Orange, dem Gold und Braun der Kastanien und Eichen um die Wette. Da und dort blitzten dunkelgrüne Fichten hervor, die schon bald, geschmückt mit der Weihnachtsbeleuchtung, funkeln würden. Jetzt wurden sie noch von den farbenfrohen Laubbäumen überstrahlt.

»Es ist wirklich perfekt, dass du hier wohnst«, stellte ich fest.

»Wie wäre es mit einem ›Hallo, Ana, wie geht's dir, was für ein herrlicher Tag‹? Du weißt schon, das, was normale Menschen so zueinander sagen, wenn sie sich begrüßen.« Sie lachte.

»Ja, natürlich, bitte entschuldige, das meinte ich doch auch.«

»Hallo. Na, gut. Es ist wirklich ein herrlicher Tag! Und wieso ist es perfekt, dass ich hier wohne?« Sie küsste mich zur Begrüßung auf beide Wangen.

Es gibt auf der Welt zwei Arten von Menschen: die Umarmen und die Küsser. Ana gehörte zu letzteren. Ich hingegen war beides. Ich konnte sofort den Schalter umlegen und

mochte beide Formen der körperlichen Begrüßungsrituale. Oder machte mich das eher zu einem Zwitterwesen? Vielleicht gibt es ja drei Arten von Menschen auf der Welt.

»Eine Bilderbuchstraße in einem Bilderbuchviertel. Du bist wie eine Hebamme für unsere Bücher. Ohne dich würden sie nie das Licht der Welt erblicken.«

»Unsinn! Ihr seid alle wunderbare Autoren. Wenn ich das nicht machen würde, würde es jemand anderes tun.«

»Nein, das hat nur mit dir zu tun! Gehen wir, ich bin am Verhungern.«

Das Restaurant *Ruth and John's* lag ungefähr zehn Gehminuten entfernt. Ich genoss es sehr, an diesem strahlenden Tag draußen zu sein und mit den Stiefeln, die ich mir letztes Jahr gekauft hatte, durchs Laub zu rascheln.

»Du siehst übrigens bezaubernd aus«, sagte Ana.

Ich lächelte. Ich hatte mich für diesen Anlass extra ein bisschen schick gemacht, was ich sehr selten tat. Doch heute hatte ich mir den Hermès-Schal meiner Mutter um den Hals geknotet und trug ein wadenlanges graues Strickkleid aus Wolle, die so weich war, dass ich mich hineinkuscheln und darin schlafen würde, wenn Leo das nächste Mal auf Geschäftsreise war. Ein schlichter schwarzer Ledergürtel und ein langer, rostfarbener Pullover, von dem alle sagten, er betone die rötlichen Strähnen in meinem wilden Haarschopf, vervollständigten das Outfit. Abgesehen von meinem üblichen Lippenstift, hatte ich sogar ein wenig Augen-Make-up aufgelegt. Ich fühlte mich richtig gut. Essengehen gehörte zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, heute würde ich noch dazu mit einem meiner Lieblingsmenschen essen gehen und es sogar von der Steuer absetzen können.

»Du siehst auch toll aus, Ana.« In ihrem schwarz-weißen Chanel-Kostüm sah sie ein bisschen aus wie Grace Kelly. Nur kleiner.

Bevor diese Frau, meine Agentin und Freundin, mich unter ihre Fittiche genommen hatte, war ich orientierungslos gewesen und hatte mich nach einer Mentorin gesehnt, doch meine wiederholten Versuche, mich mit meiner Patentante zu verbünden, hatten zu nichts geführt. Tante Solange hatte zwei Gesichter. Wann immer ich glaubte, von ihr akzeptiert zu werden, verletzte sie mich mit einer spitzen Bemerkung, über die sie tagelang gegrübelt haben musste.

Weihnachten. Alle zusammen in unserem alten Haus. Mit Tante Solange. Und dem Versuch, die Erinnerung an vergangene Weihnachtsfeste zu verdrängen.

Ich schob den Gedanken beiseite, weil ich ihn in diesem Moment nicht ertrug. Stattdessen konzentrierte ich mich wieder auf die Postkartenidylle hier, in der ich noch dazu die Hauptrolle spielte. Nun ja, vielleicht nicht ganz. Schließlich war Ana der eigentliche Star, aber eher auf eine natürliche Weise à la Meryl Streep als auf diese glamouröse *natürlich-erkennen-Sie-mich-hinter-dieser-Sonnenbrille-Julia-Roberts-Hollywood-Art*.

Wir bogen in die Haupteinkaufsstraße von Chestnut Hill ein, die herbstlich geschmückt noch hübscher als sonst wirkte.

»Das alles wird mir fehlen«, seufzte Ana.

»Mir auch! Dieses Wetter ist unglaublich.«

»Nein, ich meine, das alles hier.« Ihre ausladende Armbewegung schloss das gesamte Panorama ein, inklusive meiner Wenigkeit.

Auf einmal war meine Kehle wie zugeschnürt, und mir wurde schwindelig. Hektisch griff ich nach Anas Hand, damit sie mich ansah, wobei ich Mund und Augen aufgerissen hatte wie ein Karpfen. Nicht gerade vorteilhaft.

»Oh, nein, nein, nein. Keine Angst. Mir fehlt nichts. Es ist alles in Ordnung.« Sanft löste sie meinen Griff. »Ich werde in Rente gehen.«

Das musste ein Missverständnis sein. Doch da war wieder dieser Gesichtsausdruck, der mir während des vergangenen Frühjahrs und Sommers schon ein paarmal aufgefallen war, zum Beispiel auch bei meiner traditionellen Party zum Unabhängigkeitstag am vierten Juli. Es war nicht so sehr das zufriedene Lächeln einer Miezekatze, die heimlich Sahne geschleckt hat, als das eines Stubentigers, der nachts heimlich in die Küche schleicht, die Gefriertruhe öffnet und eine ganze Packung Ben & Jerry's Eiscreme verputzt. Und ich hatte geglaubt, Ana hätte jemanden kennengelernt, sich verliebt. Seit dem Tod von Charles, ihrem zweiten Mann, vor etwas über sechs Jahren, lebte sie allein. In letzter Zeit war sie ab und zu mit dem einen oder anderen interessanten geschiedenen Herrn oder Witwer ausgegangen, meist Lektoren oder Männer, die im Kulturbetrieb arbeiteten. Vor einem Jahr war es ein Handchirurg gewesen. Ana war viel zu attraktiv und lebenslustig, um alleine alt zu werden. Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, wie alt sie eigentlich genau war. Sie befand sich in diesem alterslosen Zustand, den nur wenige Frauen zwischen 47 und 63 erreichen, wenn sie keine fünfundzwanzig mehr sind, aber dafür umso schöner, weil die Falten in ihrem Gesicht die Geschichten ihres Lebens erzählen, vom Lachen und Weinen.

Nun hatte ich endlich meine Stimme wiedergefunden. »Aber du kannst nicht in Rente gehen. Du bist doch viel zu jung!« Wenn sie uns fallen ließ, musste sie einen triftigen Grund dafür haben.

Ana hakte sich bei mir unter und schob mich in Richtung des Restaurants. Die Welt kam mir auf einmal irgendwie knallbunt vor, wie ein expressionistisches Karnevalsgemälde oder ein Theaterstück von Ödön von Horváth. Ich suchte in meiner Handtasche nach meiner Sonnenbrille, um dann festzustellen, dass ich sie bereits auf der Nase hatte.

»Ich wollte es dir möglichst schonend beibringen.«

»Es ist ein Mann, hab ich recht?«

»Nein. Eine Frau.«

Ich öffnete den Mund, aber es kam kein Ton heraus. Warum fielen mir in solchen Situationen nie große, wunderbare Sätze ein. Warum konnte ich nicht Ana Karenina sein? Lady Macbeth? Oder wenigstens Scarlett O'Hara? Ich musste unbedingt jemanden beauftragen, mir eine Rolle auf den Leib zu schreiben. Ob die Drehbuchautorin Amy Sherman-Palladino wohl zufällig Zeit hatte?

»Die Glückliche«, antwortete ich. »Wann darf ich sie kennenlernen?«

»Gali, du bist lustig. Nein, die Frau, von der ich spreche, ist meine Muse.«

Dieses Mal war ich mir sicher, dass ich sie missverstanden hatte. Wir gingen weiter, Arm in Arm. Ana war für viele von uns, für ihren *Stall* von Autoren, so etwas wie ein Verbindungsglied. Wir waren wie ein Haufen Rennpferde, die darauf hofften, immer weiterlaufen zu dürfen, trotz der amerikanischen Großkonzerne, die einen vertraglich kom-

plett an sich binden wollten, was nichts anderes als den Tod des freien Geistes bedeutete.

Ana war der Eckpfeiler meiner Karriere, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen konnte – was ich durchaus tat, nur nicht in Gegenwart meines Vaters.

Ich hatte Ana durch Syd kennengelernt – die große, blonde, hinreißende, wunderbare Syd. Eigentlich hätte ich sie hassen müssen, aber sie war meine beste Freundin, was das Hassen ziemlich erschwerte. Sie arbeitete als Recherchiererin beim öffentlich-rechtlichen Radiosender und kannte alle in der Kunst- und Medienwelt.

Syd war in allem perfekt, bis auf eine winzige Kleinigkeit: Sie konnte nicht kochen.

Dann begegnete sie Adam und hatte zum ersten Mal in ihrem Leben das Gefühl, dass eine Beziehung ernst genug war, um zu lernen, wie man eine Mahlzeit ohne Mikrowelle zubereitet.

»Es ist wirklich erbärmlich. Eine der elementarsten Fähigkeiten des Menschen, und ich habe keine Ahnung, wo ich überhaupt anfangen soll. Selbst meine Mutter konnte ein bisschen kochen«, hatte sie gejamert.

Ich lachte. »Süße, ich habe während unserer Schulzeit jeden Monat ein paarmal bei euch gegessen. Dass es abends Dunkin' Donuts und Cola gab, fand ich echt exotisch.«

»Oh, aber manchmal hat sie auch gekocht. Na gut, ich geb's zu, unter selbst gemacht verstand sie so etwas wie ihren berühmten Reis-Nudel-Auflauf, aber zumindest hat sie dafür einen Kochlöffel benutzt.«

Wir fingen beide an zu kichern.

»Kannst du dir vorstellen, wie ich Adam die Spezialität

meiner Mom vorsetze? Stell dir das wunderschöne handgewebte Tischtuch vor, das ich aus Griechenland mitgebracht habe, die Kerzen, die romantische Musik ...«

»Und dazu mit Mini-Marshmallows garnierte Käsemakkaroni«, beendete ich ihren Satz.

»Könnte ich mir dein weißes Porzellangeschirr ausleihen? Du weißt schon, damit die Marshmallows besser zur Geltung kommen.«

Also mailte ich ihr ein paar Rezepte.

Ich erklärte ihr alles ganz genau: Wo sie das Fleisch, das Obst und das Gemüse kaufen und nach welchen Kriterien sie es aussuchen sollte. Schritt für Schritt, so als würde ich mit ihr reden, »führte« ich sie per Mail durch das Rezept. Sie bereitete das einfachste Gericht zu, das ich kannte und dem Gast trotzdem das Gefühl gab, er sei etwas Besonderes: Bœuf Bourguignon, weil man es am Tag zuvor zubereiten kann und weil Rindfleisch eine Art Aphrodisiakum ist. Als Beilagen gab es einen gemischten grünen Salat mit Vinaigrette, grüne Bohnen und neue Kartoffeln mit frischer Petersilie und grobem Meersalz, als Nachtisch in Minze und Cointreau marinierte Orangenscheiben mit einem Klacks echter Crème fraîche. Das Essen war ein Erfolg, und Syd wollte mehr. Also führten wir das fast ein ganzes Jahr so fort. Ihre Begeisterung für einfache, aber stilvolle Gerichte ließ nie nach, selbst nachdem es ihre Liebe zu Adam getan hatte und er die Liste ihrer Ex-Lover erweitert hatte.

»Ich kann nicht fassen, dass ich für diesen Idioten gelernt habe zu kochen!«, hatte sie gerufen und dabei ein Glas Bourgogne Aligoté durch die Luft geschwenkt.

Eines verschneiten Morgens, einige Wochen vor Weih-

nachten, hatte Syd blaugemacht und bei mir vor der Tür gestanden. Das tat sie öfters, denn als Rechercheurin war sie ohnehin viel unterwegs, und manchmal führten sie ihre Recherchen eben in meine Küche.

»Das hier«, erklärte sie und zog ihre Wollmütze ab, wodurch ihre blonden Haare wie ein Heiligenschein aussahen, »ist ein Buch.«

»Was du da in der Hand hältst, ist ein Stapel ausgedruckter E-Mails, und zwar ein ziemlich zerfledderter. Das hier« – ich hielt den neuesten Roman von Barbara Kingsolver in die Höhe –, »ist ein Buch.«

»Du kapiert es nicht. Glaubst du, ich bin die Einzige, die nicht kochen kann? Nenn es doch, ach, keine Ahnung, *Das Ich-wünschte-ich-könnte-kochen-Kochbuch*.«

»Super Titel.« Ich wandte mich wieder dem Spülbecken zu, wo ich gerade Lauchstangen für eine Suppe putzte.

Inzwischen hatte Syd ihren dicken Wollschal, die Handschuhe und die Jacke mit Webpelzfutter ausgezogen. Ich brachte ihr einen Kaffee mit Zucker, ohne Milch. Sogar mit roter, leicht wunder Nase, vor Kälte tränenden Augen und aufgesprungenen Lippen sah Syd aus wie ein Model.

»Ich weiß, was du jetzt denkst.« Sie war einer der wenigen Menschen, die von meinem heimlichen Traum wussten, Schriftstellerin zu werden. Geschichten zu schreiben. Oder, besser noch, Romane. Ich malte mir aus, wie ich mit dem nationalen Buchpreis oder dem Pulitzer ausgezeichnet wurde und mit einem signierten Exemplar meines preisgekrönten Romans bei meinem Vater vorbeischaute, statt wie sonst mit einer Biskuittorte mit Himbeerfüllung und einem Überzug aus belgischer Schokolade oder mit einer

Tarte Tatin. Er bekam nie mein berühmtes Tiramisu mit Schuss, denn es hatte keinen Sinn, Perlen vor die Säue zu werfen. Dieses Bild war so intensiv wie der Kaffee, den ich eben gekocht hatte.

»Das hier« – Syd wedelte wieder mit den ausgedruckten E-Mails herum –, »schließt das andere nicht aus. Schreiben ist Schreiben.«

»Die sind doch albern. Und irgendwie persönlich, verstehst du?«

»Genau. Du brauchst bloß die Namen zu ändern, um die Schuldigen zu schützen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Dafür hab ich keine Zeit. Falls es dir noch nicht aufgefallen sein sollte, ich bin schwanger.« Ich legte die Hände auf meinen Bauch und strich Leos altes Princeton Sweatshirt über der kleinen Kugel glatt.

Sie starrte mich an.

»Okay, du hast recht, ich hab Zeit. Aber ... bist du dir sicher?«

»Wäre ich sonst bei diesem Wetter hergekommen?«

»Du würdest selbst bei einem Sturm vorbeikommen.« Ich machte mich wieder daran, die Erdreste vom Lauch zu spülen.

»Stimmt. Tu's für mich.« Sie lehnte sich an den Tresen und trank einen Schluck Kaffee.

Ich brauchte etwa fünf Monate, um die chaotischen E-Mails an eine Freundin in etwas zu verwandeln, was für ein öffentliches Publikum gedacht war.

Dann machte Syd mich mit Ana bekannt, und mein Leben veränderte sich ein wenig. Oder vielleicht doch mehr als das. Es war wie ein kleines Erdbeben. Als Elly ihren ers-

ten Geburtstag feierte, hatte ich einen Buchvertrag unterschrieben.

Ana und ich standen nun gegenüber vom *Ruth and John's*. Die Fußgängerampel war rot, und wir warteten darauf, dass sie auf Grün schaltete.

Jemand hupte.

»Hallo, Maggie!« Mein Vater winkte mir zu, als er in seinem schwarzen Mercedes vorbeifuhr. Ich hob die Hand, aber er war verschwunden, bevor ich etwas sagen konnte. Mein Vater, der hupend und winkend an uns vorbeifuhr?

»Er sieht immer noch gut aus«, meinte Ana. »Wie geht es ihm?«

»So wie immer. Wahrscheinlich ist er auf dem Weg zum Mittagessen.« Sprich, in eine Bar. Der Ausstellungsraum seines Antiquitätengeschäfts befand sich nur wenige Straßen von hier. Ich hätte eigentlich mal dort vorbeischauchen sollen, aber ich hatte immer so viele andere Dinge zu tun. »Er will, dass wir dieses Jahr Weihnachten bei ihm feiern.« Ich seufzte.

Die Fußgängerampel schaltete auf Grün, und wir überquerten die Straße.

»Vielleicht ist es an der Zeit«, meinte sie. »Du siehst aus, als könntest du einen Drink vertragen.«

Ich nickte. »Oder auch mehrere.«

Bald saßen wir an einem Tisch, mit Speisekarten und Chablis versorgt. Das war einer der großen Vorzüge dieses Lokals: Die Bedienungen waren so aufmerksam wie liebenswürdige Familienmitglieder, aber dabei nicht penetrant, unterwürfig oder hochnäsig. Ana ließ ihr volles Glas auf

der Tischdecke kreisen. Ich wollte ihr gerne in die Augen sehen, aber sie hielt den Blick auf ihren Wein gerichtet.

»Lass mich versuchen, es dir zu erklären. Ich wollte schon immer schreiben ...«

»Aber davon hast du nie etwas erzählt ...«

»Lass mich ausreden. Ich habe es nie erwähnt, weil ich es nämlich nicht kann. Meine Stärke ist, gute Texte zu erkennen.« Nun sah sie mich an, und in ihren Augen lag unendlich viel Wärme.

Rasch leerte ich mein Glas Vaillons – ein ausgezeichnetes Premier Cru – und schenkte uns beiden nach, obwohl Ana ihr Glas kaum angerührt hatte.

»Aber auch wenn ich keine gute Schriftstellerin bin, will ich es trotzdem versuchen. Deshalb habe ich mir ein kleines Haus in Vermont gekauft und ... du erinnerst dich, dass Charles damals dieses Apartment in Dallas gekauft hat, damit wir meinen Sohn und seine Familie immer besuchen können? Wenn es mir zu viel Grün wird oder mir die Kälte auf die Nerven geht, fahre ich einfach nach Dallas.«

»Aber ...« Ich hätte am liebsten *Was ist mit mir?* gerufen.
»Was ist mit uns? Ich dachte, du liebst deinen Job.«

»Ich liebe euch alle und das, was ihr schreibt.«

»Aber wie kannst du dann?« Ich biss mir auf die Lippe.

»Weil die Zeit reif für eine Veränderung ist, wie es so schön heißt.« Ihre Augen funkelten, und ihre Wangen waren so rosig, als hätte sie soeben vom Brunnen der ewigen Jugend getrunken.

»Was für Bücher willst du denn schreiben?« Ich probierte die Seezunge und stellte nebenbei fest, dass sie wirklich köstlich schmeckte. Eigentlich hätte sie meine volle Auf-

merksamkeit verdient, aber ich konnte mich nicht aufs Essen konzentrieren. Also schob ich meinen Teller zur Seite.

Ana schob ihn wieder zu mir. »Wenn du brav isst, erzähle ich dir alles.«

Nun hatte sie mich am Wickel. Denn wenn es ums Essen geht, werde ich immer schwach. Ich griff wieder nach Messer und Gabel und spießte ein weiteres Stück Seezunge auf. Der Fisch war fest, ohne eine gummiartige Konsistenz zu haben, und die Hummer-Sahne-Sauce war mit einem Hauch von Trüffel verfeinert. Alles war so zart, dass ich es löffelförmig einem sechs Monate alten Säugling hätte füttern können. Ich verspürte einen kurzen Stich des Bedauerns, nicht mehr in einem Restaurant zu arbeiten, doch bei der Vorstellung, dass sich dann jemand anderes um meine Töchter kümmern müsste, verflüchtigte sich dieses Gefühl sofort wieder. Diese Seezunge könnte einen guten Fischgang fürs Weihnachtsessen abgeben.

Ich ließ die Gabel sinken. »Siehst du? Ich esse.«

»Gut. Du weißt ja, dass ich Englische Literatur studiert habe, und damals habe ich natürlich auch geschrieben. Ziemlich viel sogar. Ich habe Notizbücher voll schrecklicher Gedichte und naiver, aber intensiver Kurzgeschichten gefüllt, an denen ich die halbe Nacht gearbeitet habe und die am nächsten Tag dann doch nichts taugten.« Mit einer Handbewegung schien sie diese frühen Versuche vom Tisch wischen zu wollen, ehe sie ein Stück Fisch auf die Gabel schob.

In diesem Moment öffnete sich die Restauranttür, und der Geräuschpegel stieg merklich an. Ana legte das Besteck beiseite. Neugierig drehten wir uns beide um.

Aidan Thomas, der Nachrichtensprecher des örtlichen Fernsehsenders und aktueller Liebling von halb Philadelphia, hatte das Lokal zusammen mit einer atemberaubend schönen Frau betreten, die er zu einem Tisch in der Ecke geleitete. Es war Syd. Sie trug dieses blaue Kleid, das ich so an ihr mochte. Vermutlich recherchierte sie für eine Geschichte. Ich winkte ihr zu, doch sie sah mich nicht. Dann würde ich eben später hinübergehen und sie begrüßen. Schließlich hatte ich nichts dagegen, auch mal einen Blick auf diesen heißen Typen zu werfen, durch den die Nachrichtensendung von Channel 6 auf einmal gigantische Einschaltquoten einfuhr.

»Syd und Aidan Thomas?« Ana sah mich fragend an.

»Ach, Syd kennt doch alle wichtigen Leute.« Ich trank einen Schluck Wein.

»Hmm. Also, ich weiß nicht.«

»Was denn?« Ich spitzte die Ohren, denn Ana wusste immer über alles Bescheid.

»Das ist nur so ein Gefühl. Ist dir aufgefallen, dass seine Hand auf ihrem Rücken lag, als sie durchs Restaurant gegangen sind?«

»Vielleicht ist er einfach ein Kontrollfreak.« Damit wäre er nicht der erste extrem gut aussehende Mann, der dieser Gruppe angehörte.

»Schau sie dir an«, meinte Ana.

Ich drehte mich um. Syd sah toll aus, aber das tat sie immer. Doch da war dieses besondere Leuchten. »Seltsam. Das wären schlechte Nachrichten. Der ist nicht schlecht, oder? Der Nachrichtensprecher ... schlechte Nachrichten.«

Ana lächelte. »Syd ist vermutlich alt genug, um auf sich selbst aufzupassen.«

Da war ich mir nicht so sicher. »Sollen wir rübergehen?«

»Lass uns zuerst fertig essen. Es starren sowieso alle die beiden an und versuchen, es sich nicht anmerken zu lassen.«

»Die machen einen auf cool. Also gut, was willst du mir sagen? Du hast beschlossen, dich dem Schreiben zu widmen, obwohl du denkst, du hast kein Talent? Ich kapiert's immer noch nicht.«

Ana trank einen Schluck Wein und lächelte. »Ja, ich kann nicht schreiben. Zumindest konnte ich das nie. Aber ich habe beschlossen, meine Zeit nur noch mit Dingen zu verbringen, die mir Spaß machen. Das Alter und das Glück, das ich im Leben gehabt habe, verschaffen mir dieses Privileg.«

»Vermutlich bist du gar nicht so schlecht, wie du denkst.«

»Hoffentlich hast du recht. Aber, Gali, so sehr ich mich geschmeichelt fühle, Wunder kann ich keine vollbringen. Und wenn ich mich mit etwas auskenne, dann mit guten Texten.«

»Dann willst du also den Rest deines Lebens damit verbringen, miese – sorry, ich meine *schlechte* – Romane zu schreiben.«

Unser Kellner, John-Paul, kam an den Tisch, um uns zu fragen, ob wir ein Dessert wünschten.

»Komm, wir teilen uns eine *Crème brûlée*. Die ist hier zwar nicht so gut wie deine, aber ...« Sie sah mich fragend an.

Ich stürzte den Rest meines Weins hinunter. »Für mich noch einen Espresso, bitte«, fügte ich hinzu.

»Für mich auch. Und die Rechnung bitte.«

Ich spielte mit meiner rosafarbenen Leinenserviette. Dann sah ich nach oben und entdeckte einen Riss in der Stuckdecke. »Aber, Ana, was passiert dann mit uns? Mit mir?« Ich konnte bereits meinen Vater hören: *Du hast keine Agentin mehr?* Ein tolles Thema fürs Weihnachtsessen.

»Du wirst schon klarkommen. Vielleicht ist es sogar besser so.« Sie seufzte. »Ich habe mich entschieden«, sagte sie so leise, dass ich sie kaum hören konnte. Ich warf einen Blick zu Syd hinüber, die wie gebannt dem schönen Aidan lauschte. Seltsam, dass sie uns gar nicht bemerkt hatte. Als befände sie sich in ihrer eigenen kleinen Welt ...

O-ob! Das sind immer die ersten Anzeichen von Verliebtsein, wenn man außer dem Angebeteten niemanden mehr wahrnimmt. So hatte ich sie schon einige Male erlebt. Das war die Nachricht des Tages!

»Ich habe außerdem dafür gesorgt« – Ana sprach nun wieder lauter –, »dass du mit zwei Agenten sprechen kannst, die meiner Meinung nach gut zu dir passen könnten.« Vor diesem Mittagessen hätte ich nicht damit gerechnet, dass sich mein Berufsleben komplett verändern würde.

Ich wartete, bis Ana die Rechnung beglichen hatte.

Dann beugte ich mich vor, beide Handflächen auf den Tisch gelegt. Es war an der Zeit, alle Register zu ziehen. »Und was ist mit deinem Patenkind?«

»Gali, ich verschwinde doch nicht. Ich werde immer noch Teil ihres Lebens sein. Und deines.«

Wir erhoben uns, und beim Verlassen des vollen Restaurants sah ich, dass Syd und Aidan zwischenzeitlich gegangen waren.

Wir traten in die strahlende Herbstsonne hinaus. Als ich

schließlich mein Auto erreichte und wir uns verabschiedet hatten, dröhnte mein Kopf. Was war bloß so falsch an mir, dass alle, die ich liebte, mich verließen? Meine Mutter, meine Schwestern, und jetzt auch noch Ana. Hatte ich eine besondere Aura, die die Leute vertrieb? Und was konnte ich bloß dagegen tun?

Der Tag, den ich vor wenigen Stunden noch so schön gefunden hatte, fühlte sich nun laut und grell an. »Seid doch still«, flüsterte ich den Farben zu.

Sobald die Mädchen an diesem Abend im Bett waren, kuschelten Leo und ich uns auf der Couch zusammen.

»Na ja«, meinte Leo und kratzte sich am Kopf. »Es könnte schlimmer sein.« Er trank einen Schluck Wein.

»Schlimmer geht immer!«, zitierten wir im Chor, und ich lächelte.

»Im Ernst. Du musst nicht nach der Pfeife deines Vaters tanzen. Wenn er Weihnachten groß bei sich zu Hause mit der ganzen Familie feiern will, warum kümmert er sich nicht selbst darum?«

»Du kennst doch meinen Vater.« Ich wackelte mit den Zehen in meinen gestreiften flauschigen Lieblingssocken, die aussahen, als gehörten sie einer meiner Töchter.

»Sag ihm einfach, du hast zu viel zu tun.«

»Klar.« Ich strich mir die Haare aus der Stirn. Ich hatte nie begriffen, wie es manche Leute schafften, ihre Eltern einfach zu ignorieren. Für mich setzte diese besondere Bindung alle Regeln der Vernunft und jegliche Logik außer Kraft. Ich würde nie aufhören können, Daddy gefallen zu wollen, um sein Wohlwollen zu ringen. Er war eben mein

Vater. Punkt. Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Schon gut. Ich muss das einfach machen. Außerdem habe ich bessere Chancen als er, alle zusammenzutrommeln.«

»Wie du meinst. Kommst du ins Bett?« Ich spürte, wie er seine Körperhaltung veränderte.

»Gleich. Ich möchte noch ein paar Kleinigkeiten erledigen.« Ich stand auf und trug unsere Gläser in die Küche, wo ich sie ausspülte und in die Spülmaschine stellte. Leo stellte sich hinter mich und schlang seine Arme um mich. Während ich mich an ihn schmiegte, merkte ich, wie sich meine verspannten Muskeln ein wenig lockerten.

»Mach nicht mehr zu lange«, sagte er.

Ich drehte mich um und küsste ihn auf den Mund. Ein echter Pärchenkuss, wie Elly jetzt sagen würde. »Versprochen. Ich will versuchen, wenigstens eine meiner Schwestern zu erreichen, und mir überlegen, wie ich Ana von ihrem Plan abbringen kann.«

Dann gab es noch ein besonders kompliziertes Problem: Wie sollte ich meinen verschollenen Bruder ausfindig machen?

Ich beobachtete den Mann, mit dem ich seit fünfzehn Jahren verheiratet war, wie er aus unserer Küche ging. Ich hatte in meinem Leben eine Menge dummer Dinge getan, aber an dem Tag, an dem ich Ja zu diesem Mann gesagt hatte, hatte ich alles richtig gemacht. Das Beste wäre wohl, dieses ganze Familienfeiertheater zu vergessen und zu Leo ins Bett zu kriechen.

Doch ein kleiner Teil von mir, tief in meinem Innern, sehnte sich danach, Weihnachten so zu feiern, wie wir es getan hatten, als Maman noch lebte.

Ich nahm mir ein frisches Weinglas aus dem Regal und entkorkte die Flasche Croze-Hermitage, die wir zum Abendessen geöffnet hatten. Mit halbvollem Glas setzte ich mich an meinen Schreibtisch. Es war die einzige Art, wie ich »zusammen« mit meinen Schwestern ein Glas Wein trinken konnte. Ein Ritual, das wir trotz der Zeitverschiebung, aufrechtzuerhalten versuchten. Zuerst wählte ich Colettes Handynummer. In San Diego war es immer noch relativ früh. *Geh ran, geh ran*. Die Mailbox ging ran. Verdammte. Sollte ich eine Nachricht hinterlassen oder nicht? Na gut. Vielleicht sollte ich den beiden mailen, aber das war mir nicht direkt genug. Ich wollte nicht, dass sie Zeit hatten, sich Ausreden einfallen zu lassen. Am liebsten hätte ich es ihnen persönlich gesagt, aber zwei Flugtickets zu kaufen, nur um mit meinen Schwestern über diese Sache zu reden, kam mir dann doch etwas übertrieben vor.

Blieb also nur das gute alte Telefon.

»Hallo, Süße, ich bin's. Ich muss mit dir reden. Ruf mich an. Hab dich lieb, tschüss.« Das sollte reichen.

Es war erst halb zwölf, und damit ... ich zählte an den Fingern ab ... halb sechs Uhr morgens in Brüssel. Ich wollte nicht ins Bett gehen, ohne in Sachen Dads Weihnachtszirkus irgendetwas erreicht zu haben, aber Jacqueline wäre ungenießbar, wenn ich sie aufwecken würde. Es war immer einfacher, wenn ich diejenige war, die vor einer Tasse Kaffee und sie vor einem Glas Wein saß. In der Zwischenzeit hatte ich andere Probleme zu lösen. Schließlich gab es nicht nur meine Schwestern, sondern auch noch meinen Bruder und Ana.

Ich würde einen Kuchen für Ana backen. Einen köstlichen

Schokoladenkuchen voller Lebenslust und Liebe, mit einer traumhaft luftigen Crème pâtissière. Ein so leckerer Kuchen, dass Ana es nicht über's Herz bringen würde zu gehen. Die Macht einer göttlichen Süßspeise darf man nicht unterschätzen.

Ich goss mir den restlichen Wein ein und stellte die leere Flasche zum Altglas.

Als Nächstes zog ich die Kochschürze über und band die Haare zurück. Dann holte ich Eier und Butter aus meinem Edelstahlkühlschrank und die trockenen Zutaten aus der Speisekammer. Meine Hände wussten instinktiv, was sie zu tun hatten, ohne dass mein Kopf sich einschalten musste. Manche Menschen meditieren. Andere machen Yoga. Manche gehen sogar joggen. Ich backe.

Aus einer Dose holte ich eine Tafel Zartbitterschokolade von Côte d'Or mit hohem Kakaoanteil. Selbst für jemanden der sich in der Küche dumm anstellt und keinerlei Erfahrung hat, ist es schlicht unmöglich, einen Nachtschiff zu vermässeln, wenn man Côte d'Or dafür verwendet. Ich heizte den Ofen auf 175°C vor und ließ die Schokolade und die Butter unter ständigem Rühren im Wasserbad schmelzen. Die samtige Mischung verströmte den Duft von Glück und guten Zeiten. Einen Kuchen zu backen ist das Einfachste auf der Welt. Wenn etwas leicht und süß und gut ist, sagt man auf Englisch, es sei ein »piece of cake«, also ein Stück Kuchen. Und was ist noch besser als ein Stück Kuchen? Eine ganze Torte!

Wenn ich an Weihnachten wirklich nur kochen müsste, würde es ein Kinderspiel werden. Ich griff nach einem Löffel und probierte den Teig. Es schmeckte köstlich. Nach-

dem ich den Löffel abgewaschen hatte, probierte ich noch mal.

Doch Daddy ging es um Perfektion. Wenn etwas nicht so funktionierte, wie er sich das vorgestellt hatte, dann war immer derjenige schuld, dem er die Aufgabe übertragen hatte. Leo hatte recht. Ich sollte aufgeben. Mich gar nicht erst drauf einlassen.

Die Hitze des Ofens wärmte mein Gesicht, als ich die Kuchenformen hineinschob. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es sich anfühlen würde, mich Daddys Forderung zu widersetzen. Ich konnte es förmlich riechen: Es roch wie Gebirgsluft. Wie Freiheit. Nebenher brach ich ein Stück Schokolade ab und ließ es auf der Zunge zergehen.

Zurück an meinem Schreibtisch öffnete ich die unterste Schublade. Unter einem Ordner mit Rezepten und Notizen lag das Tagebuch meiner Mutter. Ich brauchte es nicht zu öffnen, denn ich kannte es auswendig. Gleich nach ihrem Tod hatte ich es von ihrem Nachttisch stibitzt. Zwar plagte mich das schlechte Gewissen, bereut hatte ich diesen Diebstahl aber nie, denn keine Woche nach der Beerdigung waren alle ihre Sachen – ihre Kleider, der Schmuck, ihre Taschen und Briefe – verschwunden. Jede von uns Töchtern bekam ein Hermès-Tuch, und Daddy übergab Art Mamans zerfledderte Ausgabe von Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter*.

Ursprünglich hatte ich vorgehabt, das Tagebuch für meine Geschwister zu kopieren, doch dann war ich nie dazu gekommen. Vielleicht würde es dieses Jahr klappen, als Weihnachtsgeschenk. Ich könnte die Exemplare ja dann binden lassen.

Das Tagebuch war dick. Es erzählte, in der typisch europäischen kursiven Handschrift meiner Mutter von der Zeit vor ihrer Hochzeit mit Daddy. Es endete, als sie mit mir schwanger war. Ein zweites Tagebuch, sollte es das je gegeben haben, fand ich nicht, obwohl ich sehr gründlich danach gesucht hatte.

Ein letztes Mal. Ich würde einen allerletzten Versuch unternehmen, damit er stolz auf mich sein konnte, auf das, was ich erreicht hatte. Und vielleicht würde er dann wieder zu dem Mann aus dem Tagebuch werden, in den meine Mutter so verliebt gewesen war.

Ich schlug die Sahne mit solcher Kraft, dass ich sie fast um Gnade winseln hörte. Nachdem ich fertig war, kratzte ich die Reste aus den Schüsseln, ehe ich alles abwusch.

Es war immer noch zu früh, um Jacqueline in Brüssel anzurufen. Sie war der schlimmste Morgenmuffel, den ich kannte. Zu ihrer Entschuldigung musste man allerdings sagen, dass sie außer sonntags und montags immer spät ins Bett ging. Es war Freitag, also hatte sie am Abend davor Vorstellung gehabt. Ich gab mich meiner Lieblingsfantasie hin und stellte mir vor, in ihre Haut zu schlüpfen und so zu leben wie sie.

Meine hinreißende ältere Schwester mit den langen seidigen blonden Haaren und der fantastischen Stimme, die Opernsängerin, die erst nach der Vorstellung zu Abend aß, weil ein üppiges Mahl vor ihrem Auftritt schlecht für die Stimme war und sie schläfrig machte, wie sie mir wiederholt erklärt hatte. Sie trank tagsüber nur gesüßten Zitrontee. Nach der Vorstellung, wenn sie sich abgeschminkt hatte, ging sie mit dem Rest der Truppe zum Essen aus.

Und das in einer Stadt, in der es unmöglich ist, schlechtes Essen serviert zu bekommen. Das alles war unfassbar glamourös, vor allem wenn ich es mit meinem Leben verglich. Kein Wunder, dass Daddy stolz auf sie war. Schon in unserer Kindheit war sie sein Liebling gewesen. Nicht dass er sie mit Komplimenten überschüttet hätte. Aber wenn sie eine schwierige Arie gemeistert hatte oder sich mit einer gewissen Eleganz kleidete, schenkte er ihr ein kleines Lächeln und nickte ihr zu. »*Pas mal.*«

Warum die beiden sich heute nicht näherstanden, wusste niemand so genau.

Ich versuchte es wieder bei Colette, ohne Erfolg. In betont lockerem Tonfall hinterließ ich eine weitere Nachricht. Vermutlich war sie mit ihrem Freund Wayne, diesem Idioten, unterwegs. Wenn sie doch nur endlich nach Hause kommen würde. Und Art? Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wie ich ihn erreichen sollte.

Meine Gedanken kehrten zum Kuchen zurück. Sollte es Sahne oder Ganache werden? Ich könnte auf die Himbeercreme ganz verzichten und stattdessen den Kuchen mit Schokoladenganache überziehen. Dazu würde eine Orangencremefüllung gut passen. Ich öffnete eine weitere Flasche Wein und schenkte mir ein. Ich würde zwei Kuchen backen: Eine Biskuittorte mit sahniger Himbeercreme – in dieser Jahreszeit aus gefrorenen Früchten – mit Kakaoüberzug, und ein Schokokuchen mit Orangencreme und Bitterschokoladenglasur. Ich brach ein weiteres Stück Schokolade ab und schob es mir in den Mund. Kurz bevor es sich ganz aufgelöst hatte, nahm ich einen Schluck Wein und ließ ihn im Mund kreisen. Mir wurde ganz warm ums Herz.

Um halb drei Uhr morgens war die Küche wieder sauber, und ich hatte zwei Kuchen fertig gebacken. Was nun? Ich musste noch mindestens eine halbe Stunde totschlagen, bevor ich Jacqueline anrufen konnte. Sollte ich noch ein Blech Brownies mit Chocolate Chips backen? Ich könnte sie einfrieren und am Montag den freiwilligen Helfern und den Sekretärinnen in die Schule mitbringen.

Sobald die Brownies im Ofen waren, setzte ich mich mit meinem Wein an den Tisch und tippte die lange Zahlenreihe der Brüssler Telefonnummer meiner Schwester ins Telefon. Es war niemand da. Als ich aufstand, fiel das Tagebuch meiner Mutter vom Tisch. Schnell legte ich es zurück in die Schublade. Während die Brownies abkühlten, versuchte ich es noch einmal bei Jacqueline. Ich hatte wieder kein Glück. Wütend sah ich mich in meiner blitzblanken Küche um. Wozu hatte man denn Schwestern? Sie wohnten nicht nur am anderen Ende der Welt, sondern waren nicht mal telefonisch erreichbar. Auch wenn es altmodisch war, das Telefon war meine Rettung. Ich musste einfach ihre Stimmen hören.

Schokoladenmousse. *Mousse au chocolat* wäre ein guter Zeitvertreib.

Als das letzte Schälchen im Kühlschrank verstaut war, ließ ich mich auf einen Stuhl sinken. Noch eine Viertelstunde, dann würde ich es wieder probieren.

Das Nächste, woran ich mich erinnern konnte, war, dass Leo mich schüttelte. Stöhnend öffnete ich die Augen. Ich war eingeschlafen. Die Mischung aus Teig, Schokolade und Wein rumorte in meinem Bauch, und mein Kopf fühlte sich an, als würde er gleich explodieren. Ich rieb mir das Gesicht.

Leo ließ den Blick über die zwei Torten und die Brownies schweifen, ehe er den Kühlschrank inspizierte und anerkennend pfiiff. »Tod durch Kuchen?«

»Ja, aber klar.« Ich knotete meine Schürze auf und streifte sie mir über den Kopf.

»Geh ins Bett. Ich kümmere mich um die Kinder.«

»Und was ist mit der Schule?«

Er sah mich bloß mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Ach, stimmt ja, heute ist Samstag.« Ich löste das Haargummi von meinem Pferdeschwanz und versuchte vergeblich, mit den Fingern die verknoteten Strähnen zu glätten.

Leo half mir hoch, brachte mich ins Schlafzimmer, zog mich aus und deckte mich dann bis zum Hals zu.

»Wie ist es mit Jacqueline gelaufen?«, erkundigte er sich.

»Gar nicht. Ich liebe dich«, murmelte ich. »Ab Montag mache ich Diät.«

»Was immer du willst.«

Ich war eingeschlafen, noch bevor er das Zimmer verlassen hatte.

Mousse au chocolat belge



Belgische Mousse au chocolat

Eine wirklich gute Mousse au chocolat kommt immer gut an. Sie passt perfekt zu jedem Anlass. Verwenden Sie immer nur die besten Zutaten, und lassen Sie sich Zeit.

200 g hochwertige belgische Zartbitterschokolade,
wie z. B. Côte d'Or (70% Kakaoanteil ist perfekt)
5 frische Bio-Eier (Zimmertemperatur)
2 EL + 1 TL (20 g) Zucker
125 g Schlagsahne
30 g Puderzucker
2 TL Kaffeeextrakt oder 1 EL sehr starker Espresso
1/4 TL Salz
nach Belieben: 1 EL Kaffeelikör (z. B. Kahlúa)

Zum Garnieren

1 Tasse Schlagsahne
1–2 EL Zucker
1 TL Vanilleextrakt (oder Vanillezucker statt der letzten beiden Zutaten)
1 Prise Salz
etwas geriebene Schokolade